

BIBLIOTEKA
Instytutu
Bałtyckiego
w Sopocie

Wydział Skandynawski

50265 III

A B

SKRIFTER

UDGIVNE AF

VIDENSKABS-SELSKABET

I CHRISTIANIA

1907

II. HISTORISK-FILOSOFISK KLASSE

CHRISTIANIA

I KOMMISSION HOS JACOB DYBWAD

A. W. BRØGGERS BOGTRYKKERI

1908

1908.1007.

SKRIFTER

UDGIVNE AF

VIDENSKABS-SELSKABET

I CHRISTIANIA

1907

II. HISTORISK-FILOSOFISK KLASSE



CHRISTIANIA

I KOMMISSION HOS JACOB DYBWAD

A. W. BRØGGERS BOGTRYKKERI

1908

KÖNIG ALEXANDER

UND

DIE MACEDONIER

VON

P. O. SCHJØTT.

VIDENSKABS-SELSKABETS SKRIFTER. II. HISTORISK-FILOSOFISK KLASSE. 1907. No. 6.

UDGIVET FOR FRIDTJOF NANSENS FOND.

CHRISTIANIA.

IN COMMISSION BEI JACOB DYBWAD.

A. W. BRØGGERS BUCHDRUCKEREI.

1907.

RECHAMÉLÉ D'UN

DES MUSEUMS

Fremlagt i Mødet den 22de Marts 1907.

König Alexander und die Macedonier.

Vortrag in der Wissenschafts-Gesellschaft in Christiania am 22. März gehalten von
Professor **P. O. Schjøtt.**

I.

Die Alexanderschlacht.

Es gibt bekanntlich in der Geschichte und der Politik der Neuzeit eine macedonische Frage. Das geographische Gebiet, das sie betrifft, ist nicht gross; es sind die zwei Villajets Saloniki und Monastir. Aber diese Frage hat einen weiten Hintergrund und eröffnet eine Fernsicht von mächtiger Ausdehnung. Wir erinnern in erster Linie daran, dass in diesen zwei Bezirken die beiden grossen Verkehrslinien sich kreuzen und ausmünden, die die Balkanhalbinsel durchschneiden — die Linie längs des Vardarflusses von Saloniki bis Belgrad, und der Weg, der später Via Egnatia genannt wurde, von Konstantinopel bis Durazzo. Die Natur selbst hat die Verkehrsstrassen geschaffen, und die Menschen sind ihnen gefolgt, lange bevor die Geschichte beginnt.

Und weiter schweift mit Notwendigkeit unser Blick, von den Endpunkten dieser Linien aus dorthin, wo sie hinweisen, speciell in der Richtung nach Osten, nämlich nach Klein-Asien, diesem mächtigen, weit sich erstreckenden und manigfachgestalteten Lande mit den grossen Möglichkeiten, die gerade jetzt durch die Bagdadbahn und die Entwicklung, die dieser folgt, im Begriff sind, zu Wirklichkeiten zu werden von den Dardanellen aus bis an die Cilicische Bucht und noch darüber hinaus.

Die Geschichte wiederholt sich. Der selben Frage begegnen wir an zwei Punkten der alten Geschichte — den Angelpunkten dieser Geschichte.

Der eine ist der Zeitpunkt, da die hellenische Zeit ihren Lauf durchmessen hatte und ihre Kraft erschöpft, d. w. s. als die Hellenen ein literarisches Volk geworden waren, aber nicht länger eine politische Macht waren, unter Demosthenes, dem athenischen Redner, und Philipp II. von Macedonien. Da treten, scheinbar unvermittelt, die Macedonier auf den Schauplatz und führen in einem kräftigen Anlauf diese überreife Kultur nach Asien hinüber, von den Dardanellen bis zum Indus und Pendschab, und vom Schwarzen Meer und der Kaspischen See nach dem Persischen Meerbusen, und tun das so gründlich, dass hier aus der Verbindung der semitischen und der hellenischen Kultur eine neue Kultur aufwächst, deren höchste Blüte und reife Frucht uns in dem Leben und den Schriften Paulus' vorliegen.

Wer waren diese Macedonier? Waren es Griechen? Woher dann bei ihren Führern diese grosse kriegerische Tüchtigkeit, die vereint war mit dem weitschauenden Blick des Staatsmanns —, diese gewaltige Expansionskraft, gepaart mit einer organisatorischen Begabung, deren Wirkungen wir in dieser selben Gegend bis auf den heutigen Tag verfolgen können? Wer waren sie, und was waren sie?

Dieser Frage begegnen wir nun aber nicht nur am Schlusse des hellenischen Zeitalters, sondern auch bereits an seinem Beginn. Die Hellenen, d. w. s. die Dorier, sagt Herodot I, 56 und VIII, 43 — bei dem diese beiden Ausdrücke in allem wesentlichen zusammenfallen — wurden zu Anfang Macedonier genannt, was auch einbefasst, dass umgekehrt die Macedonier Dorier waren. Herodot hat recht, natürlich, und über seinen Bericht können wir nicht hinaus-, an ihm nicht vorbeikommen; die Frage bekommt dadurch eine weite Perspektive. Ich werde Ihnen die wichtigsten Punkte in dieser Perspektive zeigen. Sie werden danach selbst urteilen können.

Innerhalb bestimmt abgesteckter Grenzen können wir stückweise, Punkt für Punkt, die Gegenden durchwandern, wo wir die ursprünglich identischen Gräko-Macedonier zu suchen haben, und wo wir sie auch finden werden.

Und noch mehr. Wir können auch die einzelnen Entwicklungsstufen verfolgen und erkennen, wie die Griechen zu Hellenen werden und sich von den ursprünglichen Gräko-Macedoniern aussondern, wonach die zwei Zweige getrennte Wege in ihrer Entwicklung gingen, um nach Verlauf von Jahrhunderten in gemeinschaftlicher Arbeit sich wiederzufinden.

Dies ist der Hintergrund meines heutigen Vortrags. Der Gegenstand ist weit umfassend, und ich kann ihn selbsverständlich nicht in seinem ganzen Umfang in den Rahmen eines einzelnen Vortrags spannen. Aber

ich kann auf die leitenden Züge hinweisen. Und das genügt. Diese sprechen in ihrer Gesamtheit eine deutliche Sprache, und wer sich davon nicht überzeugen lassen kann oder vielleicht nicht will, für den werden Worte, selbst noch so viele, doch vergeudet sein.

Ich selbst habe mich mit diesen Fragen ein Menschenalter beschäftigt, und stehe nun, wenn dieser Vortrag vorliegen wird, wenn auch nicht am Ziel so doch nicht weit davon entfernt. Wann dies erreicht sein wird, wird die griechische Geschichte — namentlich auf ihrer ersten Stufe und damit auch die griechische Philologie im ganzen, auf eine neue Grundlage gestellt sein.

Und das kann auch not tun; bedenken Sie selbst. Ist es wahrscheinlich, dass diese Geschichte der Griechen und mit ihr auch die der Römer, aufgebaut, wie sie ist auf Stoff, der in allem wesentlichen vor hundert Jahren oder mehr bereits vorlag, die Aufgaben lösen kann, die jetzt vorliegen, nachdem der Stoff selbst so ausserordentlich angewachsen, und die Grundlage selbst so ganz verändert ist? Die Sache geht uns alle an, nicht allein die Fachleute. Denn die Kultur ist ein zusammengesetzter Begriff, und schwierig zu fassen. Wir sehen aber ihre Natur dort am leichtesten, wo sie sich in *status nascendi* zeigt, nämlich in Griechenland und Rom. Indess man fasst nicht das Ganze, ehe man nicht die Teile erkannt hat. Und hier kommt es auf die Hauptteile an: Staat und Religion, oder, wie wir jetzt sagen würden: Staat und Kirche, zusammen mit den Kräften, die in beiden wirken. Denn in diesen beiden haben wir die Hauptmächte, die sich gegenseitig nicht entbehren können — die einig sind und doch ewig uneinig, die mit einander und gleichwohl gegen einander arbeiten, jetzt wie früher.

Aber es ist noch eine andere Frage in dieser Untersuchung enthalten, die nicht ohne ein gewisses Gewicht ist: das Verhältnis zwischen der religiösen und der wissenschaftlichen Wahrheit — diesen beiden Zweigen des selben Baumes — ihre Gleichheit und ihr Unterschied. Steht diese Frage, diese, wie es scheint, sich selbst widersprechende Spaltung des Einsartigen, klar vor uns? — steht sie überhaupt klar vor jemand? Ist die Wahrheit, wenn es Wissenschaft gilt, eins, und wenn es Religion gilt, etwas anderes, oder ist sie die selbe in beiden Fällen? Und diese Frage, aufgeworfen durch die Methode der geschichtlichen Untersuchung selbst, begegnet uns am Beginn der griechischen Geschichte. Sie erscheint hier in geschichtlicher, nicht philosophischer Beleuchtung und sie fällt zusammen mit der ethnographischen Frage nach dem Verhältnis zwischen Hellenen und Semiten im vorgeschichtlichen Griechenland.

Man kann, um Quintilianus' Worte zu gebrauchen, getrost aussprechen, dass der etwas erreicht hat, der, ich will nicht sagen, diese Frage zu beantworten vermocht, aber sie doch aufgestellt hat.

Ich gehe nach diesen einleitenden Worten über zu dem Bilde, das den Ausgangspunkt für meinen heutigen Vortrag bildet.

In einem Hause in Pompeji, früher casa del Goethe, jetzt casa del Fauno genannt, und zwar nach dem berühmte Erzstandbild, das man dort fand, dem tanzenden Faun, wurde am 24. Oktober 1831 ein Mosaik gefunden, das man jetzt die Alexanderschlacht nennt¹. Eine farbige Zeichnung davon mit Beschreibung wurde von Professor Zahn an Goethe gesendet. Man wusste damals noch nicht, was das Bild darstellte — und der Dichter schrieb einen Dankbrief zurück, der mit folgenden Worten schliesst: »Mitwelt und Nachwelt werden nicht hinreichen, solches Wunder der Kunst würdig zu commentieren, man wird genötigt sein, nach aufklärender Betrachtung und Untersuchung, immer wieder zur einfachen Bewunderung zurückzukehren«². Dies war zwölf Tage vor dem Tode des Dichters, der am 22. März 1832 eintrat.

Das Bild hat eine Breite von 5,50 Meter und eine Höhe von 2,42 M. Die Höhe der menschlichen Figuren beträgt 1,10 Meter — d. i. $\frac{3}{5}$ der natürlichen Grösse. Auf der linken Seite fehlen vielleicht 60 cm. des Urbildes, von dem das aufgefundene Mosaik eine Wiedergabe ist, möglicherweise auch am unteren Rand etwas. Die Anzahl der Marmorstifte schlägt man auf $1\frac{1}{2}$ Million an.

Dass das Kunstwerk untersucht und commentiert worden ist, wie Goethe schrieb, ist eingetroffen. Ausser der richtigen Deutung, welche Goethe in genanntem Briefe schon erkannt, gibt es mindestens noch 17 andere, die sich um alle möglichen und unmöglichen Schlachten drehen. Man weiss jetzt, was es darstellt: die Schlacht bei Issos, im November 333 v. Chr. Die Malerei ist in Alexandria von der Künstlerin Helena, Timons Tochter, ausgeführt, und schreibt sich vom Jahre 320 v. Chr. her, ist also ungefähr gleichzeitig mit den Begebenheiten, die sie darstellt, und ist auf Bestellung und unter Aufsicht des Königs Ptolomäus Lagos' Sohn ausgeführt worden, der wahrscheinlich selbst zugegen war bei dem Ereignis, das hier abgebildet ist — als einer der Somatophylakes — Generaladjutanten oder Stabsoffiziere, in Alexanders unmittelbarer Nähe. Welches das spätere Geschick der Malerei war —, wie es in Mosaik gesetzt wurde in Alexan-

¹ Mit Bezug auf die folgenden Einzelheiten verweise ich auf einen vorzüglichen Artikel in der Deutschen Rundschau, Februar-Nummer 1906, von Fr. Adler, dem ich hier gefolgt bin.

² Abschrift aus Wilh. Dorow, Krieg, Literatur und Theater, Leipzig, 1845, S. 93 ff.

dria, und wie diese Mosaikarbeit — in verstümmeltem Zustand, wie wir es jetzt vor uns haben — nach Pompeji kam, damit will ich mich nicht aufhalten, sondern nur auf die oben genannte Abhandlung von Fr. Adler verweisen.

Es liegt hier ein glückliches Zusammentreffen vor: das hervorragende Kunstwerk ist gleichzeitig, was durch die oben angeführte Abhandlung von Fr. Adler klar bewiesen ist, ein Hilfsmittel ersten Ranges zur Aufklärung der Geschichte der Zeit, wovon es den Vorgang darstellt, der den Hauptpersonen selbst als das wichtigste der grossen Ereignisse dieser inhaltsreichen Zeit erschien. Das Bild muss deshalb seine Erklärung nicht nur in dem finden, was wir von anderen Quellen über die Geschichte dieser Zeit bereits wissen, sondern vor allem in seinem Inhalt selbst. Es ist eine authentische Wiedergabe der Schlacht in dem entscheidenden Augenblick. Man könnte von einer photographiegetreuen Wiedergabe sprechen, wenn das Bild nicht gleichzeitig eine geniale Komposition wäre von einer Feinheit, wie sie allein ein weiblicher Künstler leisten kann, eine Komposition, die uns die typischen Personen in anschaulicher Einzelheit gibt, ganz wie ein antikes Drama mit seinen beiden Hauptpersonen und einer Staffage von Nebenpersonen zu jenen, die beide hervorhebt, ohne den Betrachter zu verwirren.

Alexanders Heer war im Verhältnis zu dem persischen klein, oder richtiger verschwindend, ungefähr 30,000 gegen 600,000 — diese Zahlen können als zuverlässig angesehen werden¹ — aber gerade hierin besass es seine Stärke. Von diesen 30,000 war ungefähr ein Sechstel Macedonier; der Rest waren Illyrier, Thracier, und zum teil Griechen; was die Reiterei betrifft auch Thessalier, die besonders genannt werden müssen, da sie auf einer Zwischenstufe zwischen Griechen und Macedoniern stehen.

Dieses Verhältnis stellte grosse Anforderungen an den Anführer — Alexander. Er musste durch persönliche Tapferkeit das hohe Prestige vermehren, das er persönlich und seine macedonischen Kerntruppen besaßen, und ebenso alles bis zum äussersten einsetzen, um die Taktik auszunutzen, die er befolgte — die einzige, die ihm offen stand, stark zu sein an dem Punkt, wo der Angriff erfolgte. Und das ist das Erste, das unsern Blick auf dem Bilde gefangen nimmt: Alexander ist auf dem Schlachtfeld angekommen, unerwartet, wie ein Blitzstrahl, der alle lähmt; und er kommt mit Merkmalen von einem hitzigen Kampfe. Der Helm ist fort. Ein Lanzenstoss oder Schwerthieb hat ihn getroffen. Die Gesichtszüge sind gespannt, fast wild. Nun wohl: ein Pfeil oder eine Lanzen-

¹ Die Frage über die Zahlenverhältnisse in den Feldzügen der älteren griechischen Geschichte harret noch der endlichen Entscheidung.





spitze ins Auge — so geschah es bei Kunaxa im Jahre 401, da Cyrus der Jüngere auf diese Weise in seinem Siegeszuge gehemmt wurde — und die Geschichte hätte einen anderen Lauf genommen. Hier ist es anders gekommen. Der Genius der Geschichte hat wohl über Alexander gewacht.

Die Entscheidung in der Schlacht wurde herbeigeführt, das wissen wir, durch einen gewaltsamen Angriff, den Alexander in eigener Person an der Spitze seiner Panzerreiter machte, dort, wo Darius sich befand mit seinem Wagen, umgeben von der Schar der »Verwandten«, Erzherzögen oder Grossfürsten nach den Verhältnissen der Gegenwart, also den aller-vornehmsten Männern des ungeheuren Reiches. Der Maler hat den Augenblick gewählt, wo Alexander mit seinen Reitern, oder richtiger an ihrer Spitze sich den Weg gebahnt hat bis dicht an den Wagen des Perserkönigs. Dieser ist plötzlich gewendet worden. Der Wagenführer peitscht rasend auf die Rosse ein, um zu entkommen, und reisst in der Fahrt alles um, was in den Weg kommt. Einer der Perserfürsten liegt am Boden. Wir sehen seinen Rücken, aber sein bleiches Antlitz spiegelt sich in Darius' Schild wieder, der beim Umdrehen des Wagens von diesem herabgeglitten ist. Ein Trossknecht an seiner Seite kriecht eilig zwischen den Rädern hervor, und etwas zur Rechten sehen wir einen Bogenschützen im Begriff, das Gleiche zu tun. Sein Bogen ist gebrochen, die Stücke liegen am Boden. Noch weiter zur Rechten sehen wir die Menge der Grossfürsten im Vorrücken. Sie haben noch nicht vermocht, sich die plötzliche Wendung klar zu machen, die im Gange der Schlacht eingetreten ist. Der hypnotisierende Einfluss, den eine unerwartete mit Gewalt eintretende Handlung ausübt, hat hier sein Wirkung getan. Es liegt etwas halb Burleskes und gleichzeitig Tragisches in der Verwirrung, die sich in ihren Gesichtern und Gebärden ausprägt. Der Fahnenträger in der Nähe des Königs hat, wie es aussieht, die Besinnung bewahrt; er hat sich zur Flucht gewandt, ebenso wie die Krieger zu seiner Seite, deren Lanzen vom Feinde wegweisen. Aber weiter weg zeigt die Stellung der Lanzen, dass die Perser noch Front machen. Ein griechischer Mietsoldat, — als solcher erkennbar durch seinen grossen Schild — etwas hinter dem Wagen, tut das selbe. Kurz, der Durchbruch ist plötzlich geschehen, und an einem Punkt, dort, wo Alexander ist.

Das Bild führt uns also unmittelbar in den Mittelpunkt des Kampfes. Wie ist nun die Handlung, die es beschreibt, zu verstehen? — denn eins sehen wir sofort; es ist mit einer genialen Sicherheit ausgeführt, die vieles, das der Künstler selbst bloss andeutet, dem Beschauer auszuführen überlässt. Was hat veranlasst, dass der Perserkönig seinen Wagen gewendet

hat? Ist es Alexanders Auftreten auf dem Schauplatz, oder ist es etwas anderes, das voraus gegangen ist?

Es ist offenbar nicht Alexanders Auftreten. Dies können wir schon a priori schliessen. Dass der Angriff der macedonischen und thessalischen Panzerreiter eine entscheidende Rolle in Alexanders Taktik spielte, wissen wir zwar; aber wir wissen auch, aus militärischen Gründen, die zu allen Zeiten gelten, dass jeder Reiterangriff, um zu gelingen, jedenfalls um nicht kostbares Menschenmaterial zu vergeuden, vorbereitet sein muss. Und das ist es, was das Bild uns hier erzählt; es vervollständigt also in diesem Punkte, der ein Hauptpunkt ist, unsere Kenntnis über Alexanders Kriegsführung.

Dem Angriff der Panzerreiter voraus gingen Schwarmangriffe von Agrianern, Sarisophoroi, — leichter Kavallerie — Akontistai, und wie alle diese Wespen in Menschengestalt heissen mögen, die Alexander zur Einleitung des Kampfes benutzte. Und zu diesen kommen, last not least, die Hypaspistai, eine Weiterbildung der Peltastai des Iphikrates, Fussvolk mit kräftigen Angriffswaffen, aber leichter Rüstung im übrigen — eine Waffengattung, die ihren Weg auch zu den Römern fand, und von ihnen Hastati genannt wurde. Diese Letzteren, d. h. die Hypaspistai, sind hier in Tätigkeit getreten, das erzählt uns das Bild.

Auf dem Boden liegen Waffen und Leichname — nach den Regeln antiker Kunst sind das Feinde, nicht Freunde, was wir ausserdem aus der Form der Schilde sehen —, wer hat dies verursacht? Alexander und seine Reiter können es nicht sein; denn er ist noch nicht herangekommen. Es müssen deshalb die sein, die den Angriff der Panzerreiter vorbereitet haben, d. h. die Hypaspistai. Die sind es, die bei ihrem Angriff bis in die Nähe von Darius' Wagen gekommen sind, und Darius dazu gebracht haben, den Wagen zu wenden zur Flucht.

Nur auf diese Weise kann, militärisch gesehen, die Sachlage erklärt werden. Wäre es Alexanders Angriff gewesen, der das Wenden des Wagens veranlasst hatte, so würde dies Umwenden eine Dummheit gewesen sein, und eine solche ist man nicht berechtigt, ohne weiteres anzunehmen. Die Pferde des Wagens, das Vorgespann, würde dann eine vorzügliche Schranke gewesen sein gegen die anstürmenden Reiter; Darius hätte vom Vorgespann und dem Wagen gedeckt, Gelegenheit gehabt, durch die Hintertür des Wagens zu entschlüpfen, und darauf von einem der »Syngeneis« — der Grossfürsten — sich ein Pferd geben lassen können; zwei dieser Grossfürsten hätten zur Not auf einem Pferde aufsitzen und entkommen können, und das Ganze wäre so in aller Gemütlichkeit abgelaufen — wenn

dieser Ausdruck von einer eiligen Flucht, wo es das Leben gilt, gebraucht werden könnte.

Aber die Sachlage war nicht derartig, und wir müssen näher nachsehen, um zu verstehen, wie sie sich nach den vorliegenden Umständen wirklich stellt: Der Perserkönig hatte mitten in seinem Heere Aufstellung genommen, um es durch seine Gegenwart aufzumuntern. Etwas Aehnliches erzählt Herodot von Xerxes, gelegentlich der Seeschlacht bei Salamis. Darius hat hier bei Issos zum Schutze vor sich seine besten Truppen, griechische Söldner, von denen wir ein paar als Gefallene dicht bei seinem Wagen sehen. Er sieht nun, dass die Hypaspisten sich nähern und in den Kampf eingreifen, und versteht, dass der Kampf hart ist, kann aber nicht fliehen, weil dies das Zeichen zu allgemeiner Verwirrung sein würde. Aber mit einem Mal und an einem Punkte ist der Damm gebrochen, das Gemetzel ist bis dicht an seinen Wagen herangekommen, — es ist unmöglich, länger Stand zu halten, und der Wagen wird gewendet.

Indessen — es gibt noch Einen, der gleichfalls die Hypaspisten scharf beobachtet, — das ist Alexander selbst. Er sieht den Wagen des Perserkönigs zur Flucht gewendet, und es ist diese Flucht, die es ihm gilt, um jeden Preis zu verhindern. Kommt Darius mit dem Leben davon, so hat er nicht bloss gute, sondern sogar vorzügliche Chancen den Krieg fortzusetzen, unbegrenzte Hilfsquellen an Geld und Volk, und die Möglichkeit, Alexander nach sich zu locken, hinein in sein unermessliches Reich, wo er in dessen Rücken seine Truppen sammeln konnte — sowohl eigene, wie auch griechische Söldner —, und von beiden Arten gab es mehr als genug —, und ihm den Rückzug abschneiden. Einen Einmarsch in Asien aber hatte Alexander noch nicht vorbereitet. Also die Augenblicke waren kostbar; die Entscheidung war brennend, und es war eine Welt-Entscheidung. Sie hing an einem Faden. Alexander musste Darius' Leben haben. Er hatte geschworen, es zu nehmen.

Er lässt deshalb den Hypaspisten ein Hornsignal zum Abbrechen des Kampfes geben. Einen Kampf mit blanker Waffe abzubrechen, gerade in dem Augenblick, da der Feind weicht, war selbstverständlich nicht leicht. Aber Alexander war sicher, Gehorsam zu finden. Die Manneszucht war in seinem Heere streng; sein Vater hatte einmal einen der königlichen Pagen — *παῖδες βασιλικοὶ* — Offiziersaspiranten können wir sie nennen — töten lassen, weil er ohne Erlaubnis aus Reih und Glied getreten war, um seinen Durst zu löschen. Also das Signal ertönt, und die Hypaspisten verschwinden, in einem Nu; sie sind wie weggeblasen, und der Augenblick ist nun gekommen für Alexander selbst und seine Kerntuppen, die macedonischen Reiter.

Aber noch ist der Widerstand des Feindes, wenn auch geschwächt, nicht gebrochen, die Bahn ist noch nicht frei. Dass Alexander bei seinem Ansturm auf kräftigen Widerstand gestossen ist, können wir daraus schliessen, dass er seinen Helm verloren hat, und dass bloss zwei seiner Reiter ihm zu folgen vermocht haben — Hacke auf Ferse, wenn es gestattet ist, einen Sportsausdruck zu gebrauchen. Wir sehen die Pferdeköpfe dicht hinter ihm. Und er erreicht den Wagen des Darius gerade in dem kritischen Augenblick, da alles Verwirrung ist, und der Wagen umwendet, und dadurch unbrauchbar wird sowohl als Schranke, wie auch als Fluchtmittel.

Da aber tritt etwas Unerwartetes ein. Einer der Grossfürsten begreift die Gefahr und handelt entsprechend. Schnell wie der Gedanke, oder wie Alexander selbst, spornt er sein Pferd gegen den Angreifer, so dass dessen erster Lanzenstoss das Pferd des Grossfürsten trifft. An der rechten Seite hinter dem Vorderfuss des Pferdes ist ein Blutfleck, und aus seinen Nüstern tropft Blut — es ist durch einen Stich in die Lunge getroffen worden. Aber Alexander ist ein ebenso grosser Athlet in der Waffenführung, wie ein glänzender Reiteranführer; rasch hat er seine Lanze fertig zu einem neuen Stoss, der den Fürsten selbst trifft — dessen kurze Lanze ist nutzlos für ihn, um so mehr, als er mit seinem Pferde gestürzt ist. Und er hat das berechnet. Es ist sein Körper, der als Schranke Dienst leisten, und Darius einige Sekunden Frist erkaufen soll, um ihm das Entkommen zu ermöglichen. Aber dieser ist der Lage nicht gewachsen. Anstatt die teuren Augenblicke zur Flucht zu benutzen, gibt er sich seiner Sorge um seinen Verwandten hin, möglicherweise sein Bruder Axathres, der sich für ihn opfert; und so wird ein neues Opfer notwendig. — Aber auch dies ist bereits vorhanden. Ein anderer der Grossfürsten ist von seinem Pferde herabgesprungen, dreht dies mit kräftiger Hand nach der Rückzugslinie hin, um selbst dem sicheren Tode entgegen zu gehen. Es ist etwas eigenartig Fesselndes an dieser Gestalt in der Mitte des Bildes gerade gegenüber Alexander selbst. Er ist tatsächlich waffenlos; aber der feste Blick, mit dem er seinem Gegner folgt, sagt deutlich, dass er, wenn das Pferd an Darius abgegeben ist, sein Schicksal zu leiden bereit ist.

Damit ist die Sache entschieden, und Darius' Flucht gesichert. Eine Einzelheit auf dem Bilde muss ich berühren und zu erklären versuchen, allerdings unter Zweifel. Alexander sieht man ganz von vorn und nicht von der Seite auf dem Pferde. Liegt hier vielleicht ein Fehler von der Hand der Künstlerin vor, oder wie ist seine Stellung zu erklären? Ich denke mir die Sache folgendermassen. Alexander sieht, dass ihm der Weg

gesperrt ist durch das Pferd, das soeben gestürzt ist. Sein eigenes Pferd ist deshalb für den Augenblick für ihn ohne Nutzen. In der Schlacht bei Cannä sassen nach dem, was Polybius erzählt, die römischen Reiter ab, da ihnen der Weg nach vorn durch die dichtgeschlossene Schar ihrer Feinde gesperrt war, und kämpften zu Fuss weiter. Das selbe tut Alexander hier, und zwar mit einer Fertigkeit, um die ihn ein Kunstreiter beneiden könnte. Er hat, auf die Lanze gestützt, die er in der rechten Hand hält, das linke Bein über den Hals des Pferdes geworfen und ist im Begriff, sich auf den Boden gleiten zu lassen, indem er seine linke Hand ausstreckt, um mit einem festen Griff am linken Zügel das Pferd in seiner Macht zu behalten. Das nächste Tempo wird dann sein, dass er auf das getötete Pferd hinaufspringt, um darauf mit einem neuen Stoss Darius, der sich dem Stosse blossstellt, zu treffen.

Wir sind mit dem Bilde als Schlachtgemälde betrachtet fertig, d. h. was die tatsächliche Handlung anlangt. Aber noch einen Gesichtspunkt gibt es, der nicht übergangen werden darf, nämlich der ethische. In dem Bilde ist eine Symbolik, die das Auffallendste bildet sowohl für die unmittelbare Betrachtung, wie auch für den Eindruck, den es bei dem Beschauer hinterlässt. Der Westen ist gegen den Osten gestellt, beide in ihren typischen Vertretern, und in den Eigenschaften, die beide kennzeichnen. Auf der einen Seite der Macedonierkönig — »der grösste aller Feldherrn, die je gelebt«¹ — voll stürmischer Energie und konzentrierter Kraft. Auf der anderen Seite Darius, mächtig durch sein ungeheures Reich und dessen Hilfsquellen; aber ausserstand, die praktische Forderung des Augenblicks zu fassen — versenkt wie er ist in die sehr menschliche und anerkennenswerte Sorge um den Tod seines Verwandten, und dadurch selbst Ursache dazu, dass ein anderer Verwandter sein Leben lassen muss.

Aber ist die Tatkraft auf der einen Seite gross, so ist dies ebenfalls auf der anderen die Opferwilligkeit, und am allermeisten werden wir von der vollständigen Ruhe ergriffen, mit der die beiden vornehmen Perser sich opfern, um ihren König zu retten.

Und schliesslich noch ein anderes Moment: Im Umkreis des Bildes auf beiden Seiten sehen wir die Bewegung des Kampfes, — rechts den Drang des Angriffs — links die Verwirrung der Niederlage. Aber in der Mitte und über den hier angebrachten Personen liegt Ruhe. Alexander hat alle seine Sinne und Körperkräfte unter vollständiger Kontrolle, selbst wenn wir auch zugeben müssen, dass in seinen Gesichtszügen, die nach den

¹ Colmar v. d. Goltz, „Ausflug nach Macedonien“, Vorwort.

griechischen Schönheitstypen geformt sind, ein gut Teil der Wildheit des Raubtieres ausgedrückt ist. Auch nicht die geringste Einzelheit davon, was der Augenblick erscheint, entgeht ihm. Und Ruhe liegt auch über dem Perserkönig in seiner Sorge; aber noch mehr über den beiden Fürsten, die willig ihr Leben zum Opfer bringen.

Ich habe versucht, einzelne Gesichtspunkte hervorzuheben zum besseren Verständnis dieses »Kunstwunders« —, um nun zum Schluss mit Goethe zu sagen: »nach aller aufklärenden Betrachtung und Untersuchung sind wir genötigt, zu der einfachen Bewunderung zurückzukehren.«

II.

Gräko-Macedonier und Illyrier.

Wir sind fertig mit dem Bilde und kommen nun zu dessen Voraussetzungen. Was uns hier interessiert, ist nicht der Beitrag, den es zur Würdigung der griechischen Kunst liefert, sondern das Licht, das es über die alte Geschichte wirft, besonders auf einige der dunkelsten und zugleich wichtigsten Punkte, wo Entwicklungs-Möglichkeiten, die später in weit getrennten Bahnen gehen, sich noch vereinigt finden.

Hellenen und Gräko-Macedonier —, wer hat bis auf den heutigen Tag zu sagen vermocht, welcher Unterschied zwischen ihnen besteht, und welche Gleichheit? Wie weit zurück in der Zeit erstreckt sich unsere Kenntnis von ihnen und wo begegnen wir ihnen zuerst? Denn Schlüsse, mehr oder weniger willkürlich aufgebaut über Theorien der Sprachforschung oder anderer Art ohne Grundlage, und ohne Rücksicht auf Tatsachen — haben wohl jetzt endgültig ihren Kurs verloren.

Und zugleich meldet sich ein anderes Volk, das in Bezug auf seinen Wohnsitz in naher Verbindung mit den genannten Völkern stand, ohne ethnographisch mit ihnen verwandt zu sein, nämlich die Illyrier.

Die Thracier, die ebenfalls in der alten Ueberlieferung gelegentlich erwähnt werden, spielen hier keine Rolle, und können vorläufig ausser Betracht bleiben.

Aber die Quellen zur Kenntniss der Verhältnisse, fließen spärlich, und wir müssen auch die Gegenwart mit zu Hilfe ziehen; denn es gilt hier, wie sonst, besonders wenn man orientalische Verhältnisse vor Augen

hat: eine Erklärung, die nicht zugleich über die Gegenwart Licht wirft, hat geringen Wert.

Das Ergebnis der Untersuchungen, die sich über diese Verhältnisse anstellen lassen mit Hilfe des vorliegenden Stoffes, ist in aller Kürze folgendes: nimmt man einen Zirkel und setzt auf der Karte dessen eine Spitze in die nordwestliche Ecke von Thessalien, und lässt die andere einen Kreis beschreiben mit einem Radius wie der Abstand bis Vodena (Aegae), so haben wir innerhalb des Kreises die Heimat der Griechen in der frühesten Zeit, soweit unsere Kenntniss reicht, ob wir sie nun Macedonier, oder Hellenen, oder Griechen nennen. Ausserhalb dieses Kreises haben wir sie unbedingt nicht, d. h. wenn wir auf Tatsachen fussen, und nicht auf Phantasien. Innerhalb des Kreises in Macedonien, Thessalien und den angrenzenden Gegenden, Phokis, Aetolien, Akarnanien, und nicht zum mindesten Epirus, wohnen Griechen und Barbaren, d. h. Illyrier, neben einander, und es ist auf Grund der Schnelligkeit, womit die letzteren gräcisirt wurden — im Altertum, wie auch gegenwärtig — nicht immer leicht, zu entscheiden, welche, sowohl von den einzelnen kleineren Stämmen, wie auch den historischen Persönlichkeiten, die auftreten, zu der einen oder anderen Nationalität gehören. Pyrrhus z. B., der um die Welt-herrschaft mit den Römern rang, war ein typischer Vertreter eines Vollblut-Skipetars, und schon sein Name — der Rote — nimmt sich fast wie ein onoma eponymon — Spitzname — aus, den man ihm gab, dem Illyrier mit der asiatischen Hautfarbe seines Stammes, der aus seiner Heimat in den Bergen von Epirus nach Alexandria versetzt war, dem Mittelpunkt der damaligen Zeit für hellenische Bildung und griechische Eleganz.

Die Verhältnisse, auf die ich hier hinweise, sind noch nicht erschöpfend zum Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchung gemacht worden, und es muss mir deshalb gestattet sein, eine Aeusserung eines Landmannes hier anzuführen, der jahrelang als Oberstleutnant bei der internationalen Gendarmerie in diesen Gegenden in offizieller Stellung gelebt hat, des Hauptmanns Nandrup: »die Griechen in diesen Gegenden (den Vilajets Saloniki und Monastir),« sagt er, »sind nicht von demselben Typus, wie die Griechen an den Küsten und auf den Inseln im Archipelagus. Die Type ist eine ganz andere, genau wie es auch der Fall ist mit den Bulgaren im östlichen und denen im westlichen Teil von Bulgarien.«

Die Ursache hiervon ist klar. Der Typus ist entstanden aus einer Verschmelzung der macedonisch-griechischen und illyrischen Elemente, einer Verschmelzung, die zur Zeit Philips II. im vollen Gange und zu Christi Zeit im wesentlichen vollendet war. Die Wirkungen hiervon können wir bis in die Gegenwart verfolgen. Während — ausserhalb des eigent-

lichen Griechenlands — die griechische Bevölkerung sich an der Küste hält, treffen wir sie hier auch im Innern. Auf diese Weise erklärt sich auch, dass die griechischen Räuberbanden gegenwärtig hier auftreten, wo sie bei der Bevölkerung Schutz finden, dagegen in den übrigen Teilen Macedoniens nicht recht gedeihen können. Trotz aller Umwälzungen sind nämlich die ethnographischen Verhältnisse im Orient im grossen und ganzen dieselben jetzt, wie früher.

Auf dem Bilde ist eine Einzelheit, scheinbar von ganz verschwindender Bedeutung. Für mich war es diese, worauf sich meine Aufmerksamkeit am meisten heftete. Alexander ist — vorausgesetzt, dass wir uns auf die Farbenlegung des Abbildes in Overbecks Pompeji, die mit grosser Sorgfalt ausgeführt zu sein scheint, verlassen können — dargestellt mit einer Hautfarbe, die verschieden ist von der der übrigen Personen auf dem Bilde, mit Ausnahme einer in Alexanders unmittelbarer Nähe, von der wir bloss das Profil sehen, — das übrige fehlt —. Da die Hautfarbe ein Merkmal für die Nationalität ist, so bezeichnet eine besondere Hautfarbe eine besondere Abstammung, und die kann hier nur die illyrische sein. Noch heutzutage gibt es in den Gegenden der Balkaninsel einen Volkstamm mit entsprechender Hautfarbe, die sogenannten Kutzo-Wallachen, ein, wie es scheint, kleiner Rest eines früher weit ausgebreiteten Stammes, der noch in unseren Tagen die Lebensweise fortsetzt, die seine Väter zur Zeit ihrer Einwanderung »lange vor dem Trojanischen Krieg« auf den felsigen Einöden des Landes führten. Als Alexander auf seinem Zuge gegen Indien gezwungen wurde infolge Meuterei unter den Soldaten umzukehren, sagte er zu ihnen: »Mein Vater übernahm euch, als er König wurde, umherziehend mittellos, die meisten in Felle gekleidet, auf den Bergen Schafe weidend, und elend genug zu deren Schutze mit Traciern, Illyriern und Triballen kämpfend. Er hat euch die Clamys der Soldaten gegeben, euch in die Ebene geführt, euch gelehrt, den benachbarten Barbaren im Kampfe gewachsen zu sein¹.«

Ausser diesen Kutzo-Wallachen — oder Zinzaren, wie dieser südliche Zweig der Wallachen auch genannt wird — gibt es in diesen Landstrichen noch einen anderen Stamm von illyrischer Herkunft, aber weiter ausgebreitet, nämlich die Albanesen, die einen anderen Typus darstellen. Sie sind nämlich blauäugig, blond, schlank und hochgewachsen, während die Kutzo-Wallachen von Mittelgrösse sind, von untersetzter, kräftiger Gestalt und im Aussehen den Zigeunern gleichend, mit einer tief bronzenen Gesichtsfarbe, die angeboren ist, und nicht eine zufällige Hautfarbe, wie sie

¹ Collmar v. d. Goltz a. a. o. P. 59.

infolge des Freilufts-Lebens und der Sonne bei sonst hellfarbigen Menschen entstehen kann. Die Albaner (oder Albanen, Arnauten, Arvanen, Arven) werden zuerst bei dem Geographen Ptolomäus, erwähnt, als ein kleiner Stamm in den akrokeraunischen Bergen und deren Nähe, nördlich von Kerkyra. Da sie früher nicht erwähnt sind, haben sie vermutlich auch nicht weiter Bedeutung gehabt; sie sind aber insofern von Wichtigkeit als sie zeigen, dass wir östlich des Adriatischen Meeres ganz entsprechende Verhältnisse haben zu denen, die wir in Italien finden, wo die Albaner neben den Tyrrhenern als eine besondere Art des gemeinsamen Rassentypus vorkommen.

Die ethnographischen Verhältnisse in diesen Gegenden — dem westlichen Macedonien und Epirus — sind nun vermutlich so zu erklären, dass je nachdem die illyrischen Stämme, die in naher Berührung mit ihren gräko-macedonischen Nachbarn lebten, hellenisiert wurden, und wohl auch, je nachdem die Bevölkerung durch die unablässigen Kriege decimiert wurde — sowohl vor Philipp, wie unter seiner Regierung und der Alexanders und namentlich unter den Diadochen und wieder deren Nachfolgern — ein kleiner Stamm, die Albaner, die bis dahin in ihren unzugänglichen Bergen geschützt vor diesen Unbilden gelebt hatten, in dem leeren Raume sich ausgebreitet hat, ungefähr da, wo wir sie heute noch finden.

Unsere Aufgabe hier kann nur die sein, die grossen Linien zu ziehen. Dass es Einzelheiten gibt, und zwar nicht unwichtige, die einer späteren Untersuchung überlassen bleiben müssen, leuchtet ein. Die Hauptquelle, die uns für unsere Auffassung die Grundlage gibt, deren wir bedürfen, ist hier Herodot VII, 20. Dass die Stelle angezweifelt worden ist, selbst von Autoritäten, wie Kretschmer, will nicht viel besagen — Kretschmers Zweifel beruht nämlich auf einer *petitio principis*, dass nämlich die Völkerbewegung in jenen Zeiten von Westen nach Osten ging, und nicht umgekehrt. In Wirklichkeit ist die Stelle unwiderlegbar, ja, was mehr ist: hätte Herodot das, was er sagt, nicht ausgesprochen, so würden wir durch Betrachtung der ethnographischen Verhältnisse, wie wir sie in Macedonien finden und ebenso in den angrenzenden Gegenden zu Philipps und Alexanders Zeit, darauf schliessen können, dass, was Herodot sagt, wirklich geschehen ist.

Eine Völkerwanderung im grossen Stile war zufolge der angeführten Stelle bei Herodot lange vor dem Trojanischen Kriege vor sich gegangen, da die Myser und Teukrier über die Dardanellen setzten. Eine gewaltige Völkerwooge hatte von Klein-Asien über die Balkanhalbinsel hingespült, und die Einwanderer — so erzählt Herodot — unterjochten sämtliche dort wohnhaften Völker: die Thracier, und kamen in Westen bis zur

Adria und im Süden bis zum Peneios in Thessalien. Diese Einwanderung bildet die Grundlage für die Bevölkerungsverhältnisse in diesen Gegenden im Altertum und zum Teil auch noch heutzutage.

Wir erwähnten, dass die Balkanhalbinsel von zwei grossen Verkehrslinien geteilt wird, die sich kreuzen, nämlich die Vardarlinie von Saloniki nach Belgrad, und der Weg, späterhin Via Egnatia genannt, der von Konstantinopel über Saloniki, Vodena (Aegae) und Monastir bei Durazzo ausmündet. Es ist die letztere Linie, die uns hier angeht, und zwar in ihrem westlichen Teil von Saloniki aus. Auf diesem Wege ging der südliche Teil der grossen asiatischen Einwanderung gegen Westen zu bis zur Adria, derjenige der Illyrier im Gegensatz zu derjenigen der Päonier (Teukrer) und Myser, und schnitt jede Verbindung ab zwischen den südlich dieser Linie wohnenden macedonisch-griechischen Stämmen und den mit ihnen verwandten Völkern, die möglicherweise nördlich davon gelebt haben, ohne dass von ihnen Spuren geblieben sind. Der Völkerzug der Illyrier kam gegen Süden bis zum Peneios. Aber die Einwanderer gingen dorthin auf einem anderen Wege, nämlich längs des Haliakmon, an Berrhoia vorbei, und über den Pass in den cambunischen Bergen, denselben Weg, den Xerxes und die Perser 490 v. Chr. zogen, und in unseren Tagen Ehem Pascha im letzten Kriege zwischen Griechen und Türken.

Hierdurch wurden die Völkerverhältnisse bestimmt, die wir zuerst in Thessalien sehen werden. Die Griechen kommen hier zufolge Herodot in der ältesten Zeit vor 1) im Süden bei Othrys, 2) im Nordosten beim Tempepass, 3) in dem Bergen an der nordwestlichen Ecke von Thessalien, von wo sie später nach dem kleinen Bergtal Doris am Oeta zogen. Die griechischen Stämme wohnen an den äusseren Rändern. Auch hieraus scheint hervorzugehen, dass sie durch einen Einfall übermächtiger fremder Völker zersplittert worden sind.

Und etwas Aehnliches sehen wir in Macedonien und Epirus, deren kleine, abgeschnittene und stark begrenzte Täler besonders dazu geeignet erscheinen, um zerstreute Stämme und Völkerschaften neben einander zu beherbergen. In dem einen Tal finden wir Gräko-Macedonier, in dem anderen Illyrier — nur in einem, aber grösseren und mehr langgestreckten Tal, der pelagonischen Ebene, beide Völker neben einander.

Wollen wir uns eine Meinung darüber bilden, welche Talstriche von Gräko-Macedoniern bewohnt waren, welche andere von den eingewanderten Völkern, den Illyriern, so müssen wir die einzelnen Gegenden für sich betrachten, und selbst dann bleibt das Ergebnis unsicher.

Eordäa, im Westen von Berrhoia, war eine illyrische Landschaft, deren Bewohner frühzeitig von den Macedoniern vertrieben wurden, die,

jedenfalls später, die herrschenden in dem Nachbarbezirk Orestis sind, und weiter auch in Elymeia, Tymphaia, während die Molosser, die im Westen an sie angrenzen, trotzdem dass ihr König zur Zeit des Themistocles den Namen Admet führte, Thuc. I, 156, Illyrier sind. Einen Beweis für die Nationalität der Molosser haben wir in einer charakteristischen Episode bei einem Fest des Königs Philipp d. II. in der Hauptstadt Aegae.

Philipp II., Alexanders Vater, war zweimal verheiratet, das erste Mal mit der molossischen Prinzessin Olympias, die er bei den bacchischen Dionysos-Orgien auf Samothrake kennen gelernt hatte, eine echte Illyriernatur, — schön, ungezähmt und blutdürstig; das zweite Mal, nachdem er Olympias verstossen hatte, mit einer Nichte des Attalos von Tymphäa, der dem vornehmen macedonischen Adel angehörte. Bei der Hochzeit trank man, wie es Brauch war, reichlich, und während des Trinkgelages brachte der Onkel der jungen Königin einen Toast aus, den er mit dem Wunsche verband, dass die Götter nunmehr dem Könige einen »rechtmässigen« Thronfolger schenken möchten. »Bin ich es nicht?« rief der junge Alexander in Zorn aus, und schleuderte dem Attalos seinen Pokal ins Gesicht, während König Philipp sein Schwert zog und auf seinen Sohn losstürzte, um ihn zu töten. Er glitt aber aus und fiel. »Seht,« rief Alexander spottend aus, während seine Freunde ihn fortzogen, »der Mann will hinüber nach Asien ziehen, um ein Reich zu erobern, und kann nicht von einem Tische zum anderen gehen.«

Die Molosser wurden damals zu den Barbaren gerechnet, denn eben deshalb war Alexander nach Attalos' Ansicht ein Bastard.

Es besteht eine Eigentümlichkeit in den macedonischen militärischen Einrichtungen, so wie wir sie bis zu Philipps Zeit finden, aus der wir einen Rückschluss auf die ethnographischen Verhältnisse in Macedonien ziehen können. Fussvolk gibt es bei ihnen anfangs nicht — nur Reiter, und diese sind die *ἑταῖροι* des Königs, d. h. Freunde —, durch ihr persönliches Verhältnis zu ihm zum Kriegsdienst verpflichtet. Aber die Reiterei wird hier vom Adel gebildet, wie auch sonst, z. B. in Thessalien, dessen Verhältnisse sich in vielen Punkten mit denen Macedoniens vergleichen lassen. Wo sind dann aber die »freien Bauern«, die vermeintlich das Fussvolk ausmachen sollten? Wir finden sie nicht, ja, im Gegenteil äussert Alexander — vergl. oben — dass seine *πεζῆταιροι*, d. h. Phalangiten, früher als umherstreifende Nomaden in den Bergen gewohnt hatten. Auch der Name *πεζῆταιροι* lässt darauf schliessen, dass wir es hier mit einer sekundären Organisation zu tun haben. Dieses Verhältnis setzt voraus, dass die macedonische Bevölkerung wenigstens in den Tälern, die Aegae am nächsten lagen und unmittelbar unter dem Machtbereich der Kö-

nige von Aegae, der Argeaden stand — später eingewandert war, und die ursprünglichen Einwohner verdrängt, sie hinauf in die Berge verjagt oder wenigstens in ein Abhängigkeitsverhältnis-gebraucht hatte, wie es in Thessalien infolge der Einwanderung der Thessaler geschehen.

Alexander zwar sagt: »mein Vater führte euch hinab in die Ebene.« Ja, gerade Philipp setzte in grossen Masstabe das Ausrottungswerk gegenüber den früheren Bewohnern fort, das auch vor ihm bereits stattgefunden hatte. Schon als er sich den Thron erkämpfte, erschlug er den Illyriker-König Bardylis und mit ihm 6000 Mann. Damals und ebenso in den anderen Kriegen, die sowohl er, wie Alexander mit diesen ihren Erbfeinden, führten, wurden also Landstriche frei, die sie an die abhängigen Periöken austeilten, aus denen sie ihr Fussvolk bildeten. Man fasste in der damaligen Zeit und unter diesen Stämmen seine Gegner gerade nicht mit Samthandschuhen an.

Es kann notwendig erscheinen, das hier Entwickelte noch einmal kurz zusammenfassen:

Erstens: Die antike Ueberlieferung über die Macedonier, die vollständig von Herodot wiedergegeben wird, aber auch sowohl gestützt wie ergänzt wird durch Thucydides, der ein Dynast aus ungefähr derselben Gegend war, und alles, was die Macedonier betrifft, aus eigener Erfahrung genau kannte — diese Ueberlieferung ist durchaus richtig. Und damit ist für unsere Betrachtung eine Grundlage gewonnen. Die Ueberlieferung geht von der oben angeführten Tatsache aus — Herodot VII, 20 —, dass vor dem Trojanischen Kriege, d. w. s. zwischen der Mitte und dem Anfang des 2ten Jahrhunderts v. Chr., eine Einwanderung von kleinasiatischen Stämmen in die Balkanhalbinsel stattfand. Herodot hat, wie es aus der oben angeführten Hauptstelle VII, 20 hervorgeht, genauen Bescheid hierüber gewusst; er gibt uns nämlich die nicht unwichtige Einzelheit, dass die Einwanderung über Bosporus ging. Und wir können auf dieser Grundlage den weiteren Verlauf verfolgen. Die Hauptmasse dieser Einwanderer zog gegen Norden über die thracischen Ebenen beim Maritzafluss, und ein Hauptzweig — die Myser — schlug sich am unteren Lauf der Donau nieder, in dem nach ihnen benannten Mösien. Einen anderen Stamm — die Dardaner — finden wir bei Serdica (Sophia) wieder, während ein anderer Hauptzweig — die Päonier (früher Teukri) — sich nördlich von der Via Egnatia ausbreitete, und so die Macedonier im Norden umgab. Diese müssen eine gewaltige Masse gewesen sein, wir finden nämlich den Namen in Pannonien (derselbe Name, wie Päonien) wieder¹. Dass sie oder doch ihnen verwandte Stämme

¹ Vergl. Bononia für Boionia.

in westlicher Richtung der Gebirgskette der Alpen folgten bis nach Tirol und der Schweiz einschliesslich, soll hier nur im Vorbeigehen erwähnt werden. Also: der Hauptstrom ging diesen Weg; aber ein Seitenstrom — dem der Name der Illyrier zunächst zukommt, wovon er dann später auf die obengenannten verwandten Stämme übertragen wurde — ging, nachdem er Bosphorus überschritten hatte, einen anderen Weg, nicht nach Norden, sondern nach Westen, und folgte der Richtung der Via Egnatia in dem später sogenannten Nieder-Macedonien. Dieser ist weniger zahlreich gewesen, und infolge hiervon blieb ein Teil der thracischen Stämme in ihren Wohnsitzen, ausser derjenigen in den Rhodope-Bergen, in der Ebene östlich von *Μακεδόνιον ὄρος* (Bermius, jetzt Agostos), der Bottiäer, Pierier, der Einwohner von Emathia u. a. Aus dem selben Grunde lässt es sich auch erklären, dass die macedonisch-griechischen Stämme, die sich in den bergigen Gegenden in Ober-Macedonien und Epirus vorfanden, nicht überwältigt und verschlungen wurden, sondern sich neben den fremden Einwanderern behaupteten. Wir stossen ja durchgehends im Altertum, besonders in der früheren griechischen Geschichte, auf die Tatsache, dass Stämme verschiedener Nationalität neben einander wohnen, ohne dass dieser Unterschied ein friedliches Zusammenarbeiten gehindert zu haben scheint. Die Kultur, vor allem die Religion, hat hier eine überwiegende Rolle gespielt, und durch diese beiden mächtigen Faktoren wurde eine Verschmelzung verschiedener Stämme von gleichem Kulturgepräge vorbereitet — so wurde im Norden das macedonische Reich, im Süden die hellenische Nation gebildet.

Also: Der illyrische Zweig der kleinasiatischen Stämme, die über Bosphorus setzten, zog in westlicher Richtung nach Macedonien. Und es trifft sich hier so glücklich, dass wir für diese Einwanderung nicht bloss mittelbare Beweise haben — nämlich den Rückschluss aus späteren Zeiten, und Herodots Bericht —, sondern einen unmittelbarer. Die Stadt Aegae (Vodena), Macedoniens Hauptstadt vor Pella, wurde früher Edessa genannt. Der Name wird als die Quellenstadt erklärt — ein passender Name, da zahlreiche Bäche von der Terrasse, auf der die Stadt liegt, herabstürzen. Aber Edessa ist ein Name, den wir auch in Syrien finden — jetzt Orfah. Der Name ist offenbar von Syrien aus nach Macedonien übertragen, nicht umgekehrt. Denn als die Macedonier sich in Syrien ausbreiteten, hiess die Stadt schon längst Aegae.

Nun vergehen ungefähr 1000 Jahre, in welchen Macedonien keine Geschichte hat, aber bedeutungsvolle Veränderungen vorbereitet werden, sowohl unter den Macedoniern, wie auch unter den bis dahin identischen griechischen Stämmen.

In den Pindusbergen an der nordwestlichen Ecke von Thessalien wird der dorische Staat gegründet mit den 3 Phylen, Hylleer, Dymaner und Pamphylen. Die Hylleer waren ein Volk, das Herakles, d. i. den tyrischen Melkart verehrte, also ein nicht griechisches Volk. Wir finden ihren Namen auf Kerkyra wieder. Die Dymaner waren nach Lykophon ein griechischer Stamm, am Pindus; die Pamphyloi Fremde, aus allerlei Stämmen, die in den Staatsverband aufgenommen wurden. Wir finden eine entsprechende Ordnung bei der Anlage phönischer Kolonien. Der neue Staat wurde auf festen Gesetzen aufgebaut, und noch zu Pindars Zeit (Pyth. 1, 60) werden die Gesetze des Aegimius mit Ehrfurcht und Stolz als die Grundlage für den Staat der Herakliden und Dorier genannt. Aegimius war nämlich der mythische König, mit dessen Name die Sage die Einführung dieses Kulturstaates auf griechischen Boden bezeichnet. »Der Zeus und die Athene der Syllaner«, d. h. der Hylleis, werden mehrere hundert Jahre später (Plut., Lyk. 6) als die feste Grundlage für Lykurgs Reform angeführt. Kurz: Wir haben in der Sage von König Aegimius eine geschichtliche Tatsache von grosser Tragweite. Der Kulturstaat ist bei den Griechen gebildet, und sie sind von nun ab nicht mehr Gräko-Macedonier, sondern Dorier.

Diese selben Dorier finden wir später wieder in der Landschaft Doris am Oeta. Hier vereinigen sie sich mit den Herakliden, welche, wie es scheint, aus dem kadmeischen Theben vertrieben wurden, als diese Stadt von Argivern erobert ward — Thuc. I, 107 cfr. Pind. Pyth. 1, 66 —, und diese beiden Völker ziehen zusammen nach dem Peleponnes und legen den Grund zu den Kolonien (Sparta, Messene und Argos), die wieder den Ausgangspunkt und Kern bildeten für das hellenische Staatswesen.

Dies ist die eine Hälfte der hellenischen Wanderung; die andere, zeitlich die erste, war diejenige der Thessalier, die von Epirus aus in Thessalien einbrachen und dieses besetzten, und hiermit den Anstoss zu anderen Völkerverschiebungen gaben, wodurch unter anderem auch Theben und Böotien in die Bewegung hineingezogen wurden.

Es besteht zwischen beiden Wanderungen ein Unterschied: Bei den Griechen in Thessalien treffen wir die Herakliden nicht.

Wie der Name der Hellenen entstanden ist, wird an keiner Stelle erzählt. Dass er sich gradweise ausgebreitet hat, wird dagegen an mehreren Stellen von Thucydides angedeutet, besonders I, 3, 7. Aber dass er eine Kultur-Bezeichnung gewesen ist — oder richtiger ein Kultusname — ist klar. Er hängt mit dem Namen »Selloi« zusammen, einer Priesterkaste in Dodona, die den pelslagischen Zeus verehrten (Selloi: Hellenios =

Hyllos d. h. Syllós: Syllanios). Da der Gott pelasgisch war, waren wohl seine Verehrer, wenigstens ursprünglich, von der gleichen Nationalität.

Der hellenischen Kultur begegnen wir also von der hellenischen Wanderung an sowohl in Thessalien wie in Peloponnes, aber im ersteren Landstriche in einer abgeschwächten oder weniger vollständigen Gestalt. Es liegt deshalb nahe, hieraus zu schliessen, dass dies mit der Frage von den Herakliden zusammenhängt, die in Thessalien nicht zu finden sind. Die Stadtkultur ist hier mehr in nuce als in re. Die Macedonier stehen völlig ausserhalb derselben, stehen jedoch in äusserlicher Verbindung mit den Thessaliern, die ein Uebergangs- bzw. Bindeglied zwischen den Hellenen und ihnen selbst bilden.

Die Herakliden, sagten wir, kamen nicht nach Thessalien; aber sie kamen eigentümlicherweise nach Macedonien; denn die Erzählung hiervon bei Herodot — VIII, 137 ff. — ist, obwohl in das Kleid der Sage gehüllt, doch ohne Zweifel im wesentlichen richtig. Schon der Name Philipp im Königsgeschlechte (nicht Bilip) zeigt dies. Durch die fremde Herkunft und als Abkömmling des Königsgeschlechts in Argos, einem Hauptmittelpunkt für hellenische Kultur in der früheren Zeit, wurde das Geschlecht instand gesetzt, ein Oberkönigtum zu bilden neben dem Stammeskönigtum, das wir auch bei den Macedoniern finden. Dass es die Verbindung mit den Verwandten in der Heimat unterhielt, sagt sich von selbst, und ist auch ausdrücklich berichtet, und die Verbindung hat nicht zum mindesten dazu beigetragen, dass die Macedonier so leicht, fast unmerklich, unter Philipp II. und Alexander in der griechischen Kultur aufgingen. Das Verhältnis ist hier in gewissem Grade analog gewesen dem, welches Macaulay von den Schotten in den Hochländern erwähnt. Sollten diese sich sammeln, musste es unter einem Fremden geschehen. Unter sich war ihr gegenseitiger Neid allzu stark.

Aus Herodots Bericht müssen wir schliessen, dass die drei Abenteurer aus königlichem Geschlecht, als Bandenführer nach einem der Täler Ober-Macedoniens kamen, etwa Elymeia oder Orestis, und dass sie, von dort vertrieben, sich als Räuberhäuptlinge auf Bermios festsetzten, von wo aus sie dann Aegae (damals Edessa) einnahmen, das infolge seiner Lage an der späteren Via Egnatia und auf einer vorspringenden Terrasse, die grosse Ebene rings um die Bucht bei Saloniki mit ihrem reichen Weideland beherrschte, und von der Natur selbst zur Hauptstadt des Landes bestimmt zu sein scheint. Sie vertrieben von hier die Illyrier, und mit der Eroberung der Hauptstadt war die Sammlung der ober-macedonischen Bezirke zu einem Reiche begonnen. Der ganze Zug der drei heraklidischen Brüder ist ein Vorstoss von derselben Art gewesen, wie die vielen anderen von

Epirus und West-Macedonien aus, die im Laufe der Zeit die östlichen Bezirke in Ober-Macedonien aus dem Besitz der Illyrier in die Gewalt der Gräco-Macedonier gebracht haben.

Dass das macedonische Königsgeschlecht vom Hause der Argeaden — sie hiessen vermutlich so, weil sie von Argos stammten — in den Jahrhunderten, die verliefen von der Zeit ab, da sie in der letzten Hälfte des 8. Jahrhunderts nach Macedonien kamen, stark vermischt gewesen ist mit illyrischem Blut, können wir aus der Geschichte Philipps II. und Alexanders schliessen. Die Mutter Alexanders war, wie oben erwähnt, eine molossische Prinzessin mit allen für ein illyrisches Weib kennzeichnenden Eigenschaften, und Philipps Mutter war gleichfalls die Tochter eines illyrischen Häuptlings — Sirras. Dass sie einen griechischen Namen hatte — Eurydice — will wenig besagen, da ein ähnlicher Namenstausch auch sonst vorkommt bei der Ueberführung von Barbaren in die griechische Welt.

Was da geschah, war auch früher schon geschehen: während griechische Halbkultur und griechische Sprache von Macedonien aus sich unter den rings herum wohnenden Illyriern ausbreiteten, haben deren Blut und damit auch ihre Rassenmerkmale den Weg zu den Macedoniern gefunden — nicht zum mindesten dem Königshaus, den Argeaden. Aber diese vergassen darüber ihren hellenischen Ursprung nicht, sondern unterhielten beständig Verbindung mit ihrer ursprünglichen Heimat — ein Umstand, dessen Bedeutung für die Geschichte Macedoniens und dessen Eingreifen in griechische Verhältnisse nicht hoch genug angeschlagen werden kann.

Wir können uns eine annähernde Vorstellung hiervon machen, wenn wir Alexander mit Pyrrhus, dem Könige der Molosser aus Epirus, vergleichen. Als Krieger war dieser dem Grossen Alexander völlig ebenbürtig, eher grösser. Der Widerstand, den Pyrrhus besiegte, als er in Italien gegen die Römer kämpfte, war eben ungleich stärker, als der der Perser gegen Alexander. Aber Pyrrhus war nur Soldat, nichts anderes. Sein Werk starb mit ihm. Alexander war gleichzeitig ein Organisator. Hier kommt das griechische Blut zu seinem Rechte; und die Wirkungen des Werkes, zu dem er den Grund legte, leben bis auf den heutigen Tag. Indessen: man kann nicht leugnen, dass er zugleich, um verstanden zu werden, als Illyrier betrachtet werden muss. Mit ihm tritt diese Rasse, die zähste, lebenskräftigste, und energischste, die Europa kennt, die durch die tüchtigen Kaiser dieser Nationalität im dritten Jahrhundert n. Chr. das römische Reich vor einem zu frühen Tode bewahrte, und die späterhin auch dem türkischen Reiche seine besten Soldaten und Heerführer gegeben hat — diese Rasse hält mit Alexander ihren Einzug in die Geschichte.

Ich habe die Frage nach der griechischen Nationalität in Macedonien und Epirus und in den im Süden angrenzenden Landstrichen behandelt. Aber es gibt noch eine andere Frage, die nicht von der ersten getrennt werden kann, nämlich die Frage nach der griechischen Nationalität im Peloponnes und dem östlichen Teil von Mittel-Griechenland (Attika und Böotien) vor der hellenischen Wanderung. Waren die Völker, die wir hier antreffen, also in der mycenischen Zeit und besonders in ihrem ersten Abschnitte, waren diese Völker Griechen oder nicht? Die griechische Ueberlieferung ist in diesem Punkte ebenso einstimmig, wie klar. Sie antwortet: nein. Die neuere Auffassung geht in entgegengesetzter Richtung. Sie ist ebenso übereinstimmend, aber ebenso unklar wie einstimmig, und ebenso falsch. Dies wird, wie es mir vorkommt, sans réplique durch ein logisches Argument bewiesen: Da es nicht wohl angeht, eine einstimmige geschichtliche Ueberlieferung zu übersehen, hat man versucht, sie so wegzuerklären, dass man annimmt, ein Eindringen auf griechischem Grund und Boden von unkultivierten, vermeintlich kräftigen Bergstämmen habe in früher Zeit stattgefunden — solches Eindringen, von slavischen und albanesischen Volkselementen ist ja in der griechischen Geschichte des Mittelalters und der neueren Zeit nicht selten gewesen. Hierbei übersieht man, dass die Griechen selbst unter der hellenischen Wanderung nicht ein Eindringen unkultivierter Bergvölker verstanden. Es war eine neue Kultur und eine neue Religion, die damit ihren Einzug in das Land hielten, das davon seinen Namen bekam. Die Ueberlieferung in diesem Punkt muss also im ganzen anerkannt oder im ganzen verworfen werden. Sie zu verwerfen ist nicht möglich; denn ihre Nachwirkungen können wir in ununterbrochener Reihenfolge in den hellenischen Staats-Gemeinwesen nachweisen, so lange die griechische Freiheit besteht. Ich kann in dieser Verbindung auf meine Studien zur alten Geschichte I, II, sowie meine Abhandlung: Die athenische Demokratie, hinweisen. Irgend ein Zwischenstandpunkt ist nicht möglich. Es ist zwar möglich, geschichtlichen Stoff in Teile zu zerlegen. Eine geschichtliche Idee kann nicht geteilt werden.

Und endlich noch folgendes: mit dem griechischen Staat in Verbindung erscheint auch die griechische Religion; denn die Religion war es, was den Grund zum Staate legte und ihn zusammenhielt. Dies ist ein wesentlicher Punkt, und er bestätigt Herodots Aussage, dass die griechische Religion eben wie der griechische Staat von aussen gekommen ist. Bei den Macedoniern finden wir keine Religion — höchstens Wesen, die eher in die Klasse der Folklore und des Aberglaubens gehören — also auch bei den Griechen nicht, so lange sie am Pindus wohnten und Macedonier hiessen.

Ich kann dies mit um so grösser Zuversicht aussprechen, als eine sichere Probe darauf, ob meine Behauptungen stichhaltig sind, allem Anschein nach bald möglich sein wird. In Boghaz-Keui in Kappadocien hat man kürzlich einen Fund getan von Lehm- und Stein- Tafeln, ein neues »Tell-el-Amarna«, das bereits, wie es scheint, Licht über den rätselhaften Stamm der Hittiter verbreitet hat; und es ist, wie verlautet, mit Sicherheit zu erwarten, dass von hier aus Licht auf sämtliche ethnographische Verhältnisse in diesen Gegenden fallen wird, sowohl in Klein-Asien, als auch auf der Balkanhalbinsel. Wenn dieser Fund in seiner Gesamtheit entziffert sein wird, was noch vor Ablauf dieses Jahres der Fall sein dürfte, dann werden wir, wie mit Sicherheit anzunehmen ist, über diese Fragen und noch manche andre ein abschliessendes Urtheil fällen können.

